

«Zeitgenössische Musik ist Konzertveranstaltern ein Graus»

Christoph Müller erklärt, warum sich das Klassikpublikum so schwer für neue Orchestermusik erwärmen lässt.

Interview: Kathrin Signer

Wer zeitgenössische Musik programmiert, darf nicht mit vollen Rängen rechnen. Einer, der dieses Problem gut kennt, ist der Musikmanager Christoph Müller. Seit 2002 sitzt er dem Gstaad Menuhin Festival vor und amtiert als künstlerischer Leiter des Kammerorchesters Basel.

Im Interview spricht er über das Kommerzdenken in der Klassikbranche und die Abwehrhaltung von Konzertveranstaltern gegen alles, was nach 1950 komponiert wurde. Einen Schluss daraus zog er bereits selbst: 2017 gründete er einen Kompositionswettbewerb für neue Orchestermusik, der heuer zum fünften Mal stattfindet.

Mit 60'000 Franken ist der erste Preis der Basel Composition Competition dotiert. Wie muss so ein Werk klingen?

Christoph Müller: Die Komposition muss eine eigene Klangwelt erschliessen und neue Hörfahrungen ermöglichen. In der zeitgenössischen Musik geht es nicht um einen breitenwirksamen Sound, sondern um das Experimentieren mit Klängen.

Nach welchen Kriterien bewertet man eine Komposition?

Sofern der Komposition ein thematisches Sujet zugrunde liegt, wird dessen Umsetzung bewertet. Dazu: Ist die Komposition spielbar? Ein wichtiges Kriterium ist, wie es um den emotionalen Gehalt des Werkes steht. Ist es nur handwerklich gut gemacht oder spricht es auch die Seele an?

Das ist von den Noten ablesbar?

Unsere Jury-Mitglieder können das einer Partitur weitgehend entnehmen. Aber der definitive Eindruck entsteht erst nach den Konzerten. Die Prüfung der über 200 Einsendungen erfolgt anonym. Die Jury weiss nicht, ob sie das Werk einer Frau, eines Mannes, einer 19- oder 93-jährigen vor sich hat.

Dennoch ist unter den zwölf Nominierten nur eine einzige Frau.

Das ist schade. Etwa 20 Prozent der Bewerbungen stammten von Komponistinnen. Da sieht man schon: Das Problem beginnt früher, bei der Ausbildung und Motivation.

Der Wettbewerb verfolge das Ziel, das Repertoire an neuer Musik für Orchester zu erweitern, heisst es auf der Website. Ziehen wir nach vier Ausgaben Bilanz: Werden die Werke auch aufgeführt?

Es könnte mehr sein. Wir bemühen uns, dass die Stücke nach der Uraufführung wieder gespielt werden. Gut funk-



Geld regiert die Klassikwelt: Um dem Kommerzdenken entgegenzusteuern, gründete Christoph Müller die Basel Composition Competition. Bild: Kenneth Nars

tiert hat das zum Beispiel bei Victor Ibarra «In Memoriam», Preisträger der 1. Ausgabe. Seit kurzem unterhalten wir eine Kooperation mit dem Wiener Musikverlag Universal Edition. Er wird alle bisherigen und künftigen Finalstücke veröffentlichen und betreibt dafür auch Marketing.

Von den Preisträgern von 2023 hat man seither in der Schweiz kaum etwas gehört. Woran liegt das?

In der Schweiz muss man vielleicht gar nicht suchen. Das Ziel ist, dass die Werke international genutzt werden. Das Hauptproblem ist, dass die bisherigen Preisträger überwiegend jung sind und keinen Verlag hinter sich haben, der die Werke auf

dem Markt bekannt macht. Zusätzlich ist uns wichtig, den Finalisten neben dem Preisgeld auch ein hochwertig produziertes Konzertvideo der Basler Aufführungen mitzugeben.

Heisst das, die Komponisten und Komponistinnen müssen selbst dafür sorgen, dass ihre Werke wieder gespielt werden?

Ja. Sie sind die Rechteinhaber. Unsere Leistung als Wettbewerb ist es, ihnen diese Plattform zu geben. Wir haben bereits 50 Werke uraufgeführt in den bisherigen Ausgaben und über 1000 Werke angeregt, die eingesendet wurden.

Sie sitzen nicht nur an der Quelle, sondern auch am

So funktioniert die Basel Composition Competition

Der Wettbewerb erfolgt in drei Etappen: Zunächst wählt eine fünfköpfige Jury aus den anonym eingereichten Einsendungen zwölf Kompositionen aus. Anschliessend werden die Werke ab dem 30. Januar in drei Wettbe-

werbskonzerten vorgestellt. Das Finalkonzert inklusive Preisvergabe erfolgt am 2. Februar im Don Bosco Basel. Insgesamt wird ein Preisgeld von 100'000 Franken vergeben, wobei drei bis vier Werke ausgezeichnet werden.

«In der Neuen Musik geht es nicht um breitenwirksamen Sound, sondern um ein Experimentieren mit Klängen.»

Christoph Müller
Konzertmanager

sieren ist. Ein Festival ist ein privatwirtschaftliches Unternehmen und der Ticketverkauf und das Sponsoring spielen eine wesentliche Rolle. Trotzdem spielen wir in Gstaad seit 2002 jedes Jahr eine bis zwei Uraufführungen, worauf ich ein wenig stolz bin.

Wo wäre der richtige Rahmen? Im Aboprogramm?

Das Kammerorchester Basel vergibt jedes Jahr eine Auftragskomposition, nächstes Jahr etwa an Beat Furrer. Aber es bleibt eine Herausforderung, zeitgenössische Orchestermusik in ein herkömmliches Programm zu integrieren. Vor allem, wenn man nicht selbst Veranstalter ist, sondern auf Tournee geht: An vielen Standorten sträubt man sich gegen Neue Musik. Wenn wir ein Stück mitbringen, das nach 1950 komponiert wurde, ist das Konzertveranstaltern oft ein Graus!

Wieso das?

Weil sie Angst haben, dass das Publikum nicht kommt. Die Basel Competition ist eine Art Antwort darauf. Hier stossen wir in geballter Form zeitgenössische Orchestermusik ausserhalb dieses kommerziellen Umfelds an.

Wer nimmt in dieser Hinsicht in der Basler Orchesterlandschaft eine Vorreiterrolle ein?

Die Basel Sinfonietta ist ein Spezialisten-Orchester für Neue Musik. Umso wichtiger ist es, dass sie an der Basel Competition dabei ist und ihr Know-how einbringt. Es ist aber bemerkenswert, dass sich alle drei führenden Basler Orchester hier in einem Projekt vereinigen. Ich denke, alle Orchester sind interessiert daran, dass durch den Wettbewerb diese «Lücke» ein Stück weit geschlossen wird.

Welche Trends sind in der zeitgenössischen Musik kompositorisch zu beobachten?

In meinen Augen nimmt die Komplexität eher wieder ab. Ich begrüsse es, wenn das Greifbare eher zum Tragen kommt. Mehr Harmonie oder Rhythmus werden erkennbar. Die Hoffnung ist, dass sich dadurch auch Menschen berühren lassen, die zum ersten Mal etwas Zeitgenössisches hören.

Wer fackelte Axel Springers Chalet wirklich ab?

Julian Schütt

Hat der 80-jährige Westschweizer Schriftsteller Daniel de Roulet (Bild) uns an der Nase herumgeführt? 2006 veröffentlichte er das Buch «Ein Sonntag in den Bergen» und gab es vor wenigen Wochen in leicht erweiterter Form neu heraus. Darin schildert er detailliert, wie er vor rund 50 Jahren das Chalet des deutschen Medien-Tycoons Axel Springer in der Nähe von Gstaad abgefackelt hat. Er sah sich als «Sonntagsterrorist» und wollte ähnlich wie die RAF-Terroristen gegen das in die Nachkriegszeit hineinreichende Nazi-System vorgehen.

Nun versucht die deutsche Zeitung «Die Welt», die zum Springer-Konzern gehört, zu belegen, dass Daniel de Roulet das Chalet gar nicht angezündet habe. Alles in seinem Buch sei nur «frei fabuliert». Er besitze keinerlei präzises «Täterwissen». Die Zeitung erwähnt die Kopie eines Polizeiberichts, die 2021 ins Unternehmensarchiv des Springer-Konzerns gelangt sei. Darin heisst es, zwei Ermittler aus Zürich hätten die Ruine genauer untersucht. Allerdings geschah das erst im Juni 1975, also ein halbes Jahr nach der Tat. Auf diese reichlich späte polizeiliche Nachuntersuchung stützt sich die «Welt».

Darin heisst es, die Ermittler seien in der Küche auf Propangasflaschen gestossen und auf einen Wecker aus der DDR, der als Zeitzylinder diente. Die Zünderkonstruktion, so die «Welt», erinnere stark an die von der Terrororganisation RAF verwendeten Bomben.

Daniel de Roulet schreibt dagegen, er habe die Gasflaschen vor der Brandstiftung aus dem Haus geschleppt, damit sie nicht verspätet explodieren und die Feuerwehrleute gefährden könnten. Zudem gab er an, den Brand mit Kerze und Brennpaste gelegt zu haben. Kein Wort von einem DDR-Wecker, der damals aber im Schweizer Warenhaus EPA zu erwerben war. «Die Welt» kombiniert nun: Entweder lüge de Roulet, «weil er Kontakte ins RAF-Milieu vertuschen will», oder er «schmückt» sich «mit einem komplett falschen Geständnis». Die Zeitung wirft ihm weiter vor, auch die Angaben über seine Bekennerschreiben seien falsch.

Daniel de Roulet sagt im Buch, er habe die Briefe schon am 5. Januar express an Redaktionen geschickt. Dann hätten die Briefe spätestens am 7. Januar bei den Zeitungen eingetroffen sein müssen. Tatsächlich gebe es aber erst am 8. Januar erste «vage» Hinweise auf anonyme Briefe, so die «Welt». Da hat die Zeitung ihrerseits schlecht recherchiert: Schon am 7. Januar erscheinen über die Agenturen erste Meldungen, die nicht vage, sondern präzise die Bekennerbriefe und auch sonst de Roulets Ausführungen bestätigen. Daniel de Roulet seinerseits hält die Recherchen der «Welt» für «Unsinn».